



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Rechtschreibung der Fremdwörter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Rechtschreibung der Fremdwörter.



Abhandlungen über Orthographie sind an der Tagesordnung. Auch die Grenzboten haben in letzter Zeit schätzbare Beiträge zu der Streitfrage gebracht. Daß wir von einer Einigung noch immer sehr weit entfernt sind, ist nicht zu leugnen, allein man darf wohl Zweifel hegen, ob eine solche jemals werde erzielt werden. Eine so wenig disziplinierte, so voll Schulmeistergeist und Rechthaberei steckende Nation wie die deutsche würde sich nicht einmal fügen, wenn sie eine einzige Akademie hätte und diese ein Normalwörterbuch aufstellen wollte; in jedem Winkel würde ein Pedant seinen Querkopf aufsetzen, und vielleicht erschiene die Verteidigung der unveräußerlichen Schreibfreiheit als ein neuer Punkt in dem Programm der oppositionellen Parteien. Dem Besseren, welches der sprichwörtliche Feind des Guten ist, tritt bei uns immer noch das Beste in den Weg: wäre der Fortschritt noch so groß, wir verschmähen ihn zu machen, wenn er nicht direkt an das ideale Ziel führt. Einen Fortschritt erblicken wir unsrerseits schon in der vielseitigen Teilnahme an der Diskussion. Sie bekundet doch wenigstens Anteil an dem Ergehen der Muttersprache, die man sonst gleichgiltig jeder Mißhandlung preisgab. Und dieses erfreuliche Interesse an dem Gegenstande ermutigt uns, eine Seite derselben zu berühren, welche gewöhnlich unbeachtet bleibt, während jede Regelung der Rechtschreibung, werde sie von welcher Autorität auch immer durchgesetzt, doch Stückwerk sein müßte, wenn sie nicht die Schreibung der Fremdwörter mit in Betracht zöge.

Daß diese Frage überhaupt existiert, danken wir auch nur jener Pedanterie, welche uns so schwer zu einheitlicher Schreibung des Deutschen gelangen läßt. Jedes andre Volk macht mit den einer fremden Sprache entlehnten Wörtern wenig Federlesens; es spricht sie aus, wie sie ihm in den Mund passen und schreibt sie nach der Aussprache. Wir dagegen setzen einen Stolz darein, die Nationalität jedes solchen Einwanderers, sei er Franzose oder Engländer, Slovake oder Hottentotte, gewissenhaft zu konserviren — wir, die berüchtigten Germanisatoren. Im Gebrauche von Fremdwörtern gehen wir jetzt im Durchschnitt verständig zu Werke,*) wir halten uns gleich fern von dem einstigen geckenhaften Klaunderwälsch wie von pedantischem Purismus. Fast jedermann ist darauf bedacht, entbehrliche Fremdwörter, die sich in unsere Sprache eingeschlichen haben, auszumerzen, verkennet aber nicht, daß in der That die Entbehrlichkeit feststehen muß. Gesetze lassen sich dafür nicht geben, zahllose Fremdwörter haben sich

*) Wirklich? Uns scheint es im Gegenteil, als ob die Fremdwörterseuche — in der Tagespresse wenigstens — mit jedem Tage schlimmer würde.

D. Red.

völlig eingebürgert, haben einen ganz bestimmten, allgemein bekannten Sinn erhalten und unsern Wortschatz bereichert, und wer sie übersetzen oder durch Neubildungen ersetzen wollte, liefe meistens Gefahr, unverständlich zu werden. So glückliche Schöpfungen wie das unsers Wissens von Friedr. Ludw. Sahn aufgebrachte „Volkstum“ gelingen nicht jedem und nicht immer. In der Rechtschreibung der Fremdwörter aber begehen wir arge Thorheiten.

Wir haben die Absicht, jedem Fremdwort seine heimatliche Schreibung und Aussprache zu lassen. Mit der ersteren wird es uns bei Pfléglingen aus den großen Kultursprachen nicht sehr schwer, da heutzutage jeder Gebildete soviel Französisch, Englisch und Italienisch gelernt hat, um es halbwegs orthographisch schreiben zu können. Aber welche Plage legen wir dem Wenigergebildeten damit auf, wie viele Verlegenheiten, Lächerlichkeiten, Mißverständnisse verschuldet diese Marotte! Und mit der Aussprache wird es keineswegs genau genommen. Wir schreiben *Kondukteur*, sprechen aber nur die dritte Silbe französisch aus. Wir sagen *protegiiren* mit gezischtem *g*, aber nicht *Protekteur*, sondern *Protektor*, stellen also dem Zeitwort einen französischen Heimatschein aus und erinnern uns bei dem Hauptworte, daß es aus dem Lateinischen stammt. Für das Volksgericht, welches aus nicht rechtsgelehrten Richtern zusammengesetzt wird und bei seinen Sprüchen lediglich seinem Gewissen zu folgen hat, besitzen wir das bedeutungsvolle Wort *Schwurgericht*, die Engländer haben sich von dem lateinischen *jurare*, schwören, das entsprechende *jury* gebildet, die Franzosen dies übernommen, und wir machen aus ihrem *le jury* „die *Jury*“ mit *ü*, lassen aber dem *Juror* sein *u*. In *Ingenieur* wird gewöhnlich die erste Silbe nach deutscher Weise ausgesprochen, das Übrige nach französischer. Den *funreichen* *Sunker* des *Cervantes* schreiben wir spanisch, sprechen ihn aber französisch aus, und *Don Juan Tenorio* wird für seine Sünden durch eine ganz raffinirte Verhunjung seines Titels und Vornamen gestraft. „*Budget*“ muß sich alle erdenklichen Aussprachen gefallen lassen. Nun kommen die Wörter, besonders die Eigennamen, welche wir aus slavischen oder orientalischen Sprachen direkt oder durch Vermittlung der Franzosen oder Engländer beziehen! Bedienen sich die betreffenden Völker der abendländischen Schriftzeichen, so schreiben wir ihnen, z. B. den Tschechen, Polen und Magyaren, gehorsam nach, ohne zu wissen, was mit ihren *č, ž, ě, ě, ě, sz, gy* u. s. w. anzufangen ist. Das Unglück, wenn Jemand *Blk, Bhuc* oder *Mhuregyhaza* nicht korrekt über die Zunge bringt, ist allerdings zu tragen, burlesk wird es nur, wenn man gar in deutschgeschriebenen Büchern dem „*Car*“ von Rußland begegnet. Nun aber vollends die Gewissenhaftigkeit, mit der wir die französische oder englische Umschreibung russischer, türkischer, indischer Wörter beibehalten! Früher kannte man nur den indischen *Shawl*, jetzt ist er ein *Châle*, und, wenn nicht von quadratischer Gestalt, ein *Long Châle*, gleichviel, in welcher deutschen Fabrik er gemacht worden ist. Der russische Biograph *Mozarts* wird konsequent „*Dulibicheff*“ zitirt, weil er auf dem Titel des französischen Werks seinen Namen so geschrieben hat.

Natürlich; die russischen Lettern wären für die große Mehrzahl der Leser stumm gewesen, und da er französisch schrieb, akkomodirte er sich der französischen Rechtschreibung; aber für uns sollte er doch Alibitscheff heißen. Diese Liste ließ sich bis ins Unendliche fortsetzen, doch soll hier nur noch berührt werden, daß wir, weil die Engländer und Franzosen unsern Laut *ch* nicht haben, uns verpflichtet glauben, wie sie: *Rhedive*, *Rhorfabad* u. s. w. zu schreiben, obwohl die Zusammenstellung *Rh* für uns gar keine Bedeutung hat. Welcher Orthographie wir eigentlich die Schreibung des Namens *Cetewäjo* verdanken, der angeblich *Ketschwäjo* ausgesprochen werden muß, ist uns noch räthelhaft, eben dieser Fall gehört ohne Zweifel zu den interessantesten.

Ziehen wir die Summe von dem Gesagten, so sehen wir, daß der Leser eines deutschen Buches genötigt wird, dieselben Buchstaben bald nach den Regeln seiner, bald der französischen, der englischen, der italienischen und noch mancher andern Sprache hören zu lassen. Das ist gewiß kein normaler Zustand, und die Versuche, fremde Schriftzeichen in der Stille bei uns einzuschnuggeln, wie *ç* (auch da, wo im Französischen das einfache *c* steht, wie in *race* u. dgl.) erhöhen nur die Konfusion, anstatt zu verringern. Die Lösung des Wirrvals scheint uns darin zu liegen, daß wir eine Anzahl Schriftzeichen schaffen für Laute, die ursprünglich die deutsche Sprache nicht kannte, die ihr heutzutage aber schon unentbehrlich geworden sind. Unentbehrlich auch für den Sprachunterricht und die Lexikographie der modernen Sprachen.

Der Deutsche kann wohl im allgemeinen Sprachtalent nicht zu seinen Vorzügen rechnen. Wir haben Lust, fremde Sprachen zu erlernen, wenden viel Fleiß daran, verstehen bald das Gedruckte in allen möglichen Idiomen, gelangen aber schwer dazu, uns mit Freiheit in einer andern Sprache auszudrücken und behalten fast immer eine mangelhafte Aussprache, vor allen wir Norddeutschen. Unser Französisch erfreut sich eines Weltrufes, und leider eines nicht unverdienten. Woran das liegen mag? Sehr verschiedene Erklärungen sind versucht worden, und in der That vereinigen sich auch wohl ganz verschiedene Ursachen. Dem Deutschen wird es schwer, Laute, die seiner Muttersprache mangeln, gut nachzumachen; diesen Umstand muß man zugeben, doch besteht dasselbe Hindernis mehr oder weniger stark wohl für die meisten Nationen mit Ausnahme der slavischen. Nun pflegen zwar diese letztern mit besondrer Leichtigkeit sowohl Grammatik als Accent sich anzueignen, wenigstens Russen und Polen, indessen kommt bei diesen wieder in Betracht, daß für ihre gebildeten Kreise das Französische, um welches es sich zumeist handelt, halb Muttersprache ist. Und warum hat der Süd- und der Westdeutsche nicht so schwer zu ringen wie der Norddeutsche? Uns dünkt, nicht sowohl die Zunge als vielmehr das Ohr sei der Stein des Anstoßes.

Nach unsern Beobachtungen hören die meisten Norddeutschen gar nicht, worin ihre Aussprache fremder Wörter sich von der richtigen unterscheidet. *Per-*
Grenzboten III. 1882.

sonen, die Jahre lang in Frankreich gelebt und sich Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke angeeignet haben, sprechen doch das nasale n und das l mouillé genau so, wie sie es nach ihrer Schulgrammatik und von einem Lehrer gelernt haben, der wahrscheinlich selbst nie gutes Französisch gehört hatte; und wenn man sie darauf aufmerksam macht, wollen sie den Tadel durchaus nicht als begründet zugeben. Und mit dem Italienischen und Englischen ergeht es den meisten von uns, die diese Sprachen aus Büchern gelernt haben, nicht anders. Wer zuerst in die Fremde kommt, hat seine volle Aufmerksamkeit anzuspannen, damit er verstehe, was zu ihm gesagt wird, und damit er sich selbst verständlich mache; auf Feinheiten der Aussprache kann er daher anfangs nicht achten. Aber er hört die Namen der Städte häufig nennen, und kommt z. B. in Italien dahinter, daß die Städte, welche er schriftgemäß Padova und Mantova nennt, im Munde des Einheimischen viel eher Padua und Mantua heißen, daß in Bologna und Pistoja nicht der Konsonant j, sondern ein zwischen diesem und dem Vokal i in der Mitte stehender Laut erklingt u. dgl. m. Er hat sich daheim redlich abgeplagt mit der Leiter englischer Laute, zu deren Einübung die schönen Sätze dienen The man had a hat on the head u. s. w., aber im Lande wird er die Existenz von allerlei Zwischenstufen inne, von denen sein Buch nichts zu erzählen wußte. Das heißt, er merkt das, wenn er eben aufmerkt, und das können — oder wollen? — Unzählige nicht. Es scheint fast, als ob in der Ebene das musikalische Gehör entweder von Natur weniger fein oder weniger ausgebildet sei. Wir wagen nicht, darüber ein Urtheil abzugeben, die Frage müßte unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft werden. Immerhin ist es bemerkenswert, daß musikalisches Schaffen im Volke selbst eigentlich erst mit dem Gebirgscharakter des Landes beginnt, im Norden die Lieder und Tänze aus den oberen Schichten in die unteren bringen, und, falls sie dazu geeignet sind, Volksweisen werden, im Süden die echten Volksmelodien von der gebildeten Welt aufgenommen werden.

Und auf einen Mangel an Übung des Ohrs weist unzweifelhaft auch die Behandlung der Muttersprache fast in allen den Gegenden hin, welche dereinst zum Gebiet der niederdeutschen Sprache gehörten. Wo das Niederdeutsche Schriftsprache geworden ist, also in Holland und in gewisser Beziehung auch in Dänemark, da bestehen Eigentümlichkeiten zu Recht, welche das Hochdeutsche so wenig dulden dürfte, wie die aus derselben Quelle kommende Verwechslung von mir und mich. Wir schreiben Grab, Glas, Gras, gieß, Hof, Ding, Klang, genug, wenig, König, Bad, Jagd, und sprechen Grapp oder Trapp, Graß oder Traß, Glasß oder Flaß, jipp, Hoff, Dink, Klank, jenuch, wenich, König, Batt, Nacht, kürzen also in einsilbigen Wörtern den Vokal, der doch in zweisilbigen Formen: Gläser, Jäger, Bäder, geben u. s. w. lang bleibt. Dabei machen wir uns gern noch über die deutschen Brüder lustig, die bemüht sind, jeden Vokal und jeden Konsonanten, überall wo er auch stehen mag, zur vollen Geltung

kommen zu lassen. So pflegt bekanntlich der Märker von den „futen“ Sachsen zu sprechen, für ihn giebt es also keine Mittelstufe zwischen j und f. Allerdings stolpern andre wieder über andre Schwierigkeiten, wissen b und p, i und ü nicht zu trennen, verschlucken die Schlußsilben, bringen kein Zungen-r zustande u. dgl. m. Allein sie sind sich ihrer Schwäche bewußt, verlangen nicht, daß ihre Lässigkeit für andre Gesetzgeberin werde. Folglich tragen sie auch ihre Unarten nicht, oder weniger, in fremde Sprachen hinüber, es sei denn, daß sie die fremde als zweite Muttersprache behandeln, wie die Elsässer und Westschweizer das Französische.

Wie dem aber auch sei: bei geringer Fähigkeit oder Geneigtheit, Ohr und Zunge zu üben und zu überwachen, erscheint das Unheil unvermeidlich, wenn Lernenden Laute, welche die deutsche Sprache nicht besitzt, durch deutsche Buchstaben veranschaulicht werden sollen, und würde doch eher etwas gedeihliches zu erreichen sein, wenn wir für den fremden Laut auch ein besonderes Zeichen hätten. Deren Zahl brauchte keineswegs groß zu sein. Vor mir liegt ein encyclopädisches Werk, in welchem die Aussprache des Namens Genlis = Schangli, und des Worts Email = Emallje vorgeschrieben ist. Da haben wir gleich die wichtigsten: das französische ge oder j, gleichbedeutend mit dem tschechischen z, dem magyarischen zs u. s. w., mit einem d verbunden zugleich für das Englische und Italienische zu verwenden; — das Nasal-n; das l mouillé. Nehmen wir noch das englische th, das dunkle a, dem englischen aw, dem schwedischen å entsprechend, so würde damit wahrscheinlich unser Bedarf im wesentlichen gedeckt sein. Wenigstens ließen sich mit passenden Kombinationen wohl die Ausdrücke schreiben, welche aus dem Französischen, Englischen, Italienischen in unsre Sprache übergegangen sind, und die geographischen und Personennamen, Bezeichnungen von Natur- oder Industrieerzeugnissen aus Sprachen, welche eigene Schriftzeichen haben. Das polnische ł richtig aussprechen zu lernen, darauf muß ein Germane wohl von vornherein verzichten, und er kommt ja auch nicht leicht in die Verlegenheit.

Die hier angeedeutete Unterscheidung zwischen Weltsprachen und andern wird einer Rechtfertigung kaum bedürfen, ebensowenig, daß wir das Beibehalten der ursprünglichen Schreibung bei holländischen, dänischen, schwedischen, spanischen u. Eigennamen befürworten. Wohl aber würde sich bei solchen die Einführung des Accents, wie ihn die Augsburger Allgemeine Zeitung bei spanischen Wörtern anwendet, nötigenfalls auch eines Trennungszeichens, empfehlen. Schreiben wir z. B. den spanischen Namen, welchen General Prim als Prädikat führte, Re-us, so würde nicht immer das komische Mißverständnis zwischen diesem und unserm Reuß vorkommen.

Alles dies wird als unvorgreifliche Anregung gegeben. Vielleicht findet jemand es einer weiteren Erörterung würdig, wo nicht — mag es im Winde verwehen. *)

*) Wahrscheinlich wird das letztere geschehen. Der Bestand unseres Alphabets beruht

Wenn jemand fragte: wer soll denn die neuen Buchstaben in die Praxis einführen? so würde ich antworten: die Philologenversammlungen. Germanisten, Ägyptologen, Sanskritforscher bedienen sich ja bereits mancher besondern Lettern, welche dem großen Publikum unverständlich sind und dasselbe auch nichts angehen. Ihnen könnte es nicht gar schwer fallen, zu bestimmen, welche von diesen in unsre Schrift aufzunehmen wären. Auch an die Schriftsteller- und Journalistenkongresse zu denken wäre man versucht, diese haben ja aber viel wichtigere Fragen zu beraten!



Griechische Weine.



erfolgen wir die Geschichte des Weines, so sehen wir, daß er der Herkunft nach ein Asiat ist, dagegen in Griechenland europäisiert, veredelt und zum göttlichen Freudenspender erhoben wurde. Sein Stammland ist im Südosten des Pontus, im alten Kolchis, dem jetzigen Mingrelieu und Imerethien, zu suchen, in dessen riesigen Laubwäldern die Rebe noch heute wild und üppiger, gewaltiger als sonstwo in der Welt wächst, und wo ihre Traube ohne Zweifel auch zuerst gekeltert wurde. Durch die Eroberungszüge der Pharaonen gelangte der Rebstock nach Kleinasien, Syrien und Ägypten, durch das phönizische Handels- und Schiffervolk nach Hellas, zunächst wohl nach den Inseln, wo Bacchos seine Hochzeit mit Ariadne abhält und die ältesten Dionysosfeste gefeiert wurden, dann vermutlich nach Thracien, wo ihn die Mythe in Mysa seine Jugend verleben läßt, endlich nach Attika, von wo der Anbau der edeln Pflanze und der Genuß des Saftes ihrer Beeren sich nach den übrigen Gauen des Hellenenvolkes verbreiteten.

Dies muß schon geraume Zeit vor der letzten Redaktion der homerischen Gesänge stattgefunden haben; denn häufig wird in diesen des Weines gedacht, und nie als einer neuen Erscheinung des Kulturlebens. Von Ithaka rühmt Telemachos, daß es reichlich Wein hervorbringe, ein Rebengarten gehört zu dem Altenteil, auf das sich der greise Laertes zurückgezogen hat, von den Kalydoniern wird dem Meleager eine Hufe angeboten, die zu gleichen Teilen Wein und Korn trägt, und auf dem Schilde des Achilleus ist ein Garten mit goldnen Reben und silbernen Pfählen sowie ein Winzerfest dargestellt, wo „Jünglinge und rosige Jungfrauen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben tragen und jauchzend nach dem Saitenspiele des Knaben tanzen, der in ihrer Mitte geht.“ Aufbewahrt wird der ausgepreßte Traubensaft in großen Thonkrügen, transportirt

auf jahrtausende alter Tradition, und alle Vorschläge, neue Schriftzeichen anzuführen, wie sie namentlich vonseiten der „Orthografen“ schon oft gemacht worden sind, haben in fachwissenschaftlichen Kreisen bis jetzt immer nur Spott geerntet.

D. Red.